



Heinz Hutter

Weihnachtsbriefe
und
Erinnerungen

illustriert von
Heike Laufenburg

Zwiebelzwerg Verlag

Heinz Hutter: Geschichten und Erinnerungen
© Copyright bei Heinz Hutter, Anif 2017
© Copyright und alle Rechte dieser Ausgabe liegen bei
Zwiebelzwerg Verlag Gregor Christian Schell, Willebadessen 2017
Illustrationen und Umschlaggestaltung: Heike Laufenburg
Druck und Bindung in eigener Manufaktur
Gesamtherstellung: Zwiebelzwerg Verlag
Klosterstr.23, D-34439 Willebadessen, Tel&Fax 056461261
verlag@zwiebelzwerg.de, www.zwiebelzwerg.de
verlag@zwiebelzwerg.at, www.zwiebelzwerg.at

Heinz Hutter

Weihnachtsbriefe und Erinnerungen

illustriert von
Heike Laufenburg



Zwiebelzwerg Verlag

Entstehungsgeschichte

Beruflich bedingt sind Lindi und ich einst alle vier bis fünf Jahre in eine andere Stadt gezogen. Wir liebten diesen Wechsel, die Gelegenheit, Neues kennen zu lernen, neue Freunde und Bekannte zu gewinnen.

Trotzdem wollten wir auch die Kontakte zu unseren bisherigen Freunden nicht abreißen lassen. Wenigstens einmal im Jahr sollten sie von uns hören und wollten wir von ihnen erfahren, wie es ihnen ergangen war. Um die Weihnachtszeit oder zum Jahresende war dazu die beste Gelegenheit und wir schrieben uns die Finger wund mit fast gleichlautenden Kurzberichten und Glückwünschen.

Bis ich eines Tages die einmalige, aber noch nicht patentierte Idee hatte, ein einziges Schreiben zu verfassen, welches ich kopiert an alle verschickte: Berichte aus dem Familienleben, später, als dieses an Spannung verlor, Berichte aus meinem übrigen Leben oder aus meiner versponnenen Gedankenwelt. Nicht immer ganz ernst zu nehmen.

Hier sind die Ergebnisse dieser Ergüsse aus rund 40 Jahren.

Anif, im Februar 2017



Lieber Weihnachtsmann,

– es war ein Morgen wie jeder Morgen. Früh. Kalt. Finster. Ungemütlich. Behutsam und auf mich bedacht schlich ich den Gang entlang.

In der Linken trug ich jene Adidas–Produkte, die mich vor dem Herzinfarkt bewahren sollen, mit der Rechten tastete ich nach dem Lichtschalter. Ich weiß schon, wo er ist.

Ich wusste bloß nicht, dass seit gestern ein Weihnachtsengel davorsteht mit einigen Kerzen in der Hand. – Während ich alles wieder aufstellte und die Kinder in's Bett zurückbrachte, fiel mir plötzlich ein, dass es Zeit war für die Weihnachtspost.

Die Weihnachtspost.

Beim Frühstück nahm ich mir ein Herz und besprach das Problem mit Lindi. Ziemlich ungerührt meinte sie, dass sie mich seit Wochen darauf hingewiesen hätte. Ihre eigene hätte sie längst erledigt.

Ihr Ton klang herb und ließ wenig Hilfe erwarten. Ich begann zu rechnen, während ich mir das Diätessen von Dr. Atkins, Stufe I, einverleibte. Mit Tee. Ungezuckert.

Da waren die Eltern. Und Heide. Und die engeren Verwandten. Und die weiteren. Und die engeren Bekannten. Pflicht und Kür zusammengerechnet kommen gut, na ja, sagen wir...

Die Posaunenengel drehen sich ständig im Kreis und schlagen an die Glöckchen, das Räuchermännchen auf der Anrichte pafft penetrant vor sich hin und im Garten erstrahlt ein Lichterbaum.

Lindi ist glücklich. Sie ist ja so romantisch, außerdem hat sie ihre Weihnachtspost schon erledigt. – Ich schaffe es nicht, nein, das schaffe ich nicht. Oh Gott, warum konnte ich nicht auch im August anfangen wie andere Menschen?

Lindi wird mir die Briefmarken beschaffen, wenn ich ihr die Zahlen nenne. Die Posaunenengel drehen sich, ich schneide meine Wurst auf den Knien, weil der Tisch von einem gewaltigen Adventkranz besetzt ist, und addiere statt der Briefmarken alle Vorweihnachtskerzen, die von meinem Platz aus sichtbar sind. Sie stehen auf Glassternen, Holzsternen, Keramiksternen, auf Messingsternen, Kupfersternen, Gold und Silber. Hauptsache, Lindi ist glücklich. Den Kindern macht es nichts. Für sie zählen nur die Nüsse und die elektrischen Kerzen im Garten. Sie freuen sich über jeden Kurzschluss, denn dann muss der Papa noch einmal hinaus...

Die Zahl ist es nicht. In einer Woche kann ich durchkommen, wenn ich Urlaub nehme und fleißig schreibe. Nein, nein, die Zahl ist es nicht. Es ist mehr – nun, in diesem Jahr hat sich einfach so viel ereignet, dass ich letztlich nicht mehr weiß, wer von allen meinen Lieben welchen Informationsstand hat:

Einige wissen, dass wir in Hannover wohnen. Andere vermuten uns noch in Nürnberg. Und wieder andere suchen uns schon in Salzburg. Einige wissen, dass Lindis Knie schon wieder heil ist. Andere glauben, es wäre noch in Gips. Und wieder andere meinen, dass sie sich selbiges erst brechen wird. Lieber Gott, wie kriege ich das bloß alles hin?

Die Posaunenengel drehen sich im Kreis, und nicht nur diese, und sie schlagen im Aufwind der Kerzen mit goldenen Stäbchen an goldene Glöckchen und es dröhnt in meinem Kopf wie Donnerhall.

Lieber Gott, – was heißt lieber Gott, – lieber Weihnachtsmann.

Ha, ich hab's!

Heuer schreibe ich nur Dir, Du lieber Weihnachtsmann, und ich bitte Dich ganz innig:

Besuche bitte alle, alle, alle meine lieben, engeren und weiteren, und bestelle allen von

Lindi, von Sabinchen, von Sonja und mir

„Fröhliche Weihnachten“



1979

Advent im Hause Hutter
Englein drehen sich im Kreise
und sie schlagen mit den Stöcklein
regelmäßig, aber leise
gegen zarte, gold'ne Glöcklein.
Kerzenlicht gibt Antriebskraft,
und das Räuchermännchen pafft.

An den Fenstern kleben Sterne,
Sterne steh'n in jedem Zimmer.
Lindi hat sie ja so gerne
Weihnacht sendet ihren Schimmer.
Weihnacht gibt ihr neue Kraft,
und das Räuchermännchen pafft.

Hörbar noch im fernsten Raume
gut verteilt in Stereo
erklingt das Lied vom Tannenbaume
und stimmt Lindi äußerst froh.
Sabinchen lacht, und Sonja gafft,
ja, und das Räuchermännchen pafft.

Nach geheimnisvollen Listen
sucht Lindi aus, kauft Lindi ein.
Wenn das bloß die Kinder wüssten!
Am liebsten ist sie da allein,
und abends ist sie dann geschafft.
Das Räuchermännchen aber pafft.

Nun kann der Heil'ge Abend kommen,
das Kauferlebnis hat berauscht.
Der Leiterwagen wird – besonnen –
zwar noch beizeiten umgetauscht,
dann ist's getan. Die Zeit gerafft.
Das Räuchermännchen pafft und pafft.

Was heißt getan. Die beiden Mäuschen
erwarten, dass die Mama nun
mit ihnen baut das Zuckerhäuschen –
sie hat ja sonst nicht viel zu tun.
Bald trieft der Tisch von Zuckersaft.
Das Räuchermännchen lacht und pafft.

Die Kinder essen tausend Nüsse
missbrauchen fehlende Kontrolle,
denn Lindi schreibt die Weihnachtsgrüße.
Sie fühlt sich in der Lieblingsrolle
und schreibt, bis ihre Feder klafft.
Das Räuchermännchen schaut und pafft.

Es pafft und pafft und pafft und pafft,
bläst blaue Ringe in die Luft,
wird aufgefüllt mit Weihrauchkraft
und sorgt erneut für schweren Duft.
Bis es am Ende schrecklich hustet.
Dann wird's von Lindi ausgepustet.



1980

Weihnachtspuppen

Sabine wünscht sich eine Puppe vom Christkind. Eine ganz bestimmte aus dem Spielwarengeschäft in der Getreidegasse, links vorne.

Sie muss mit meinem entschiedenen Widerstand rechnen. Dabei habe ich die Puppe noch gar nicht gesehen. Wahrscheinlich kann sie „Mama“ sagen, kann weinen und auf's Töpfchen gehen, und mit Sicherheit schließt sie die Augen, wenn man sie hinlegt, und öffnet sie wieder, wenn man sie aufstellt. Eine herrliche Puppe. Bloß hat Sabine schon vier bis fünf Puppen, die „Mama“ sagen, wenigsten ebensoviele können erbärmlich heulen und auf's Töpfchen gehen, und den Trick mit dem Augenklimpern beherrscht ein weiteres Dutzend.

„Was wollen wir den Kindern nun wirklich zu Weihnachten schenken?“ fragt Lindi und blickt leicht geplatzt in meine Richtung.

„Ich weiß nur, was wir ihnen nicht schenken werden!“ knurre ich und blicke entschieden vor mich hin.

Ich habe nichts gegen Puppen. Nichts gegen eine und nichts gegen drei und nichts gegen fünf Puppen.

Auch nichts gegen fünf Puppen für jede Tochter. Aber ich bin gegen Legionen von Puppen, und ich stemme mich gegen die Umwidmung von Bücherregalen in Puppenstuben. Ich stemme mich gegen Beengung im eigenen Hause, und ich stemme mich gegen das nutzlose Geschrei, das sich erhebt, wenn ich versehentlich wo draufgestiegen bin. Sie besitzt doch noch immer eine Legion, und Sonja besitzt noch eine Legion.

„Du hast kein Verständnis für unsere Kinder! Wenn es nach dir ginge, würdest du sicher wieder Eisenbahnwaggon und Signalanlagen kaufen!“

Eisenbahn. Spurweite Null. Vier Jahre sind seither schon wieder vergangen! Sabinchen war drei, Sonja eins, und ich hatte gedacht, sie wären nun reif genug und hatte die Ausgabe nicht gescheut: Automatische Wechsel, Signalanlagen, Bahnhöfe, Vershubgarnituren, stufenlose Geschwindigkeitsregler – viel Geld, aber perfekt. Wir hatten viel Spaß daran. Einmal haben wir den ganzen Tag damit ausgefüllt – Rüdiger, der Apotheker von nebenan, und ich.

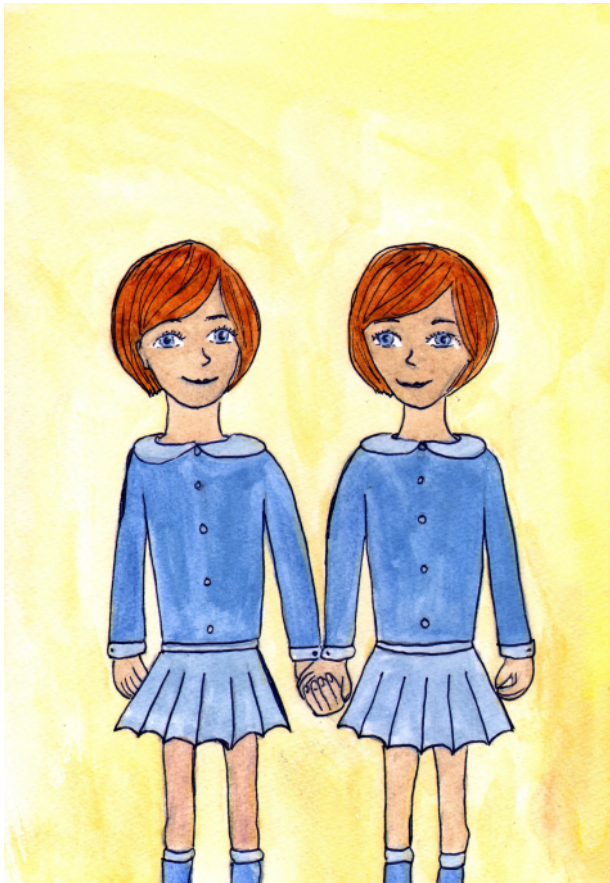
„Ach laß' doch diese alten Geschichten!“ sagte ich, „hier geht es um das Prinzip: Man muss die Kinder etwas lenken in ihrer Entscheidung und nicht jeden Wunsch gedankenlos erfüllen. Sie sind ohnehin völlig verwöhnt!“

Lindi fummelte im Schrank herum – ganz oben, wo die Kinder schwer dazukommen. Meine Prinzipien ließen sie wohl kalt. Ich ärgerte mich.

„Meinetwegen kauf, was du willst. Nur eines sage ich dir: Eine Puppe kommt mir nicht mehr in's Haus!“

Sie stieg vom Hocker, in jeder Hand ein Schachtel, Triumph in den Augen. „Eine Puppe würde ich ihnen ohnehin nicht schenken, das gäbe doch Mord und Totschlag. Hier schau – sind die beiden nicht ausgesprochen süß? Ob ich ihnen ein paar Kleidchen dazu nähe?“ – Die Kartons stammten aus dem Spielwarengeschäft in der Getreidegasse, links vorne.

Ich schaute gar nicht hinein, sondern setzte mich hin und beklagte mich schriftlich bei all' denen, die in dieser Situation bestimmt zu mir gehalten hätten.



1982

Aufklärung

„Nachdem Sonja nun auch schon zur Schule geht, sollten wir sie unbedingt über das Christkind aufklären. Ich möchte nicht, dass sie es in der Schule oder von ihren Freundinnen erfährt“ sagte Lindi und blickte mich lauernd an.

„Hm, ja, du hast recht. Vielleicht solltest du sie einmal beiseite nehmen und von Frau zu Frau mit ihr reden?“ gab ich zur Antwort, musste aber rasch erkennen, dass meine Taktik zu plump war.

„Mir scheint, du verwechselst hier etwas“ antwortete Lindi, „die Sache mit dem Christkind könntest du eigentlich sogar alleine machen, denn es gibt wirklich keinen Grund für ein Frau-zu-Frau-Gespräch. Aber schließlich sind wir gemeinsam die Eltern, und wir sollten daher solche Probleme auch gemeinsam mit den Kindern besprechen!“

Nach dieser deutlichen Erinnerung unternahm ich keinen weiteren Versuch, meinen Kompetenzanteil zu delegieren. Ich konnte lediglich durchsetzen, dass die dafür in Aussicht genommene Adventfeier mit Nüssen garniert wurde.–

Am Abend war es soweit. Das Haus war erfüllt von Kerzenschimmer und Räuchermännchen und auf dem Bauertisch in der Sitzecke lag ein stattlicher Adventkranz, umgeben von Tellern und Nüssen aller Art. Vor Freigabe der Nüsse mussten unsere beiden Mädchen auf ihren Flöten ein zweistimmiges Weihnachtslied spielen, worüber wir wenigstens eine Stunde verloren, da jeglicher Einigungswille fehlte hinsichtlich des zu spielenden Liedes, der Verteilung der Stimmen und des zu haltenden Taktes. Ungehört verhallte mein Hinweis auf das angepeilte Friedensfest, nur die Kerze auf dem Adventkranz vergoss eine dicke Träne.

Endlich die Nüsse. Wird Lindi auf das Thema kommen? Ich knacke. Neuer Streit. Ist auch ungeschickt, für vier Personen nur drei Nussknacker bereitzustellen, noch dazu unterschiedlicher Form und Qualität. Bei der fünften Nuss überlege ich, wie man das heikle Thema wohl am besten ansprechen sollte. Die Walnüsse sind noch etwas grün. Nach einigen Haselnüssen verspüre ich einen deutlichen Autoritätsverfall, wenn ich nicht bald die Handlung an mich reiße.

Ein verächtlicher Blick Lindis streift mich. „Sonja“ sagt sie schließlich, „glaubst du eigentlich, dass das Christkind an einem einzigen Abend zu allen Kindern kommen kann, um ihnen Geschenke zu bringen?“

Sonja schaut strahlend von ihren Nüssen auf und nickt begeistert „ja“.

Nicht der geringste Hauch von Zweifel. Pause.

„Aber Sonja, du weißt doch, dass wir am Heiligen Abend immer das Wohnzimmer verschließen. Wie sollte denn das Christkind da hineinkommen?“

„Weiß ich doch nicht, aber das Christkind kann ja alles! Das Christkind kann ja sogar, ah, es kann halt alles!“ Sonja's Augen strahlen bei dem Gedanken an das omnipotente Christkind.

„Aber Sonja“ greife ich nun ein, „du weißt doch, dass wir immer selbst den Christbaum kaufen. Wenn das Christkind wirklich alles könnte, warum bringt es dann nicht auch den Baum mit?“

„Weil man dem Christkind halt helfen soll! Die Mama hilft ja auch dem Christkind, hat sie gesagt, weil es so viel zu tun hat!“

Sabine rutscht unbehaglich auf der Bank hin und her. Vor zwei Jahren haben wir sie aufgeklärt, aber die volle Wahrheit hat sie uns wohl nie abgenommen, und nun hofft sie wahrscheinlich, dass Sonja recht behalten möge und nicht wir.

„Richtig, Sonja“, sage ich, „die Mama zieht immer am Heiligen Abend ein schönes Dirndlkleid an und hilft dem Christkind. Könnte es nicht sein, dass auch das Christkind ein Dirndlkleid anhat und vielleicht genauso aussieht wie die Mama?“

Sonja sieht mich verständnislos an. Ihre Augen flackern.

„Vielleicht ist die Mama selbst das Christkind?“ setze ich brutal nach.

„Jetzt hör' doch auf mit dem Blödsinn!“ schreit mich Sonja an und beginnt zu weinen, „ich mag das gar nicht hören!“

Hilfesuchend schaue ich über den Tisch auf Lindi. Aber da ist keine Hilfe zu erwarten. Ihre Augen sind feucht und voll Mitleid auf Sonja gerichtet, und über ihre Wange läuft eine dicke Träne. Wahrscheinlich hofft auch sie, dass ich unrecht habe mit meiner nüchternen Betrachtung.

Ich knacke eine Walnuss mit der bloßen Hand. Die Wahrheit ist hier nicht gefragt. Und die Kerze weint ihr kurzes Leben auf das Tischtuch.



1983

Eine Nuss zum Knacken

Und wieder ist Advent, die Zeit zum Nachdenken, die Zeit der Besinnung. Das Wetter sorgt dafür, dass man Zeit hat, zusammensitzt. Erlebtes wird nacherlebt. Erfahrungen werden geordnet und abgespeichert. Der Sinn des Lebens steht im Raum.

Lindi sitzt mir gegenüber und besinnt sich. Ich sitze – zwangsläufig aufgrund dieser Situationsbeschreibung – ihr gegenüber und besinne mich ebenfalls. Zwischen uns Beiden ein Adventkranz, etwas näher zu mir ein Korb mit Nüssen.

„Du kannst in ungemein kurzer Zeit ungeheure Mengen verschlingen!“ meint Lindi, missbilligend. Ich weiß das und halte eine Antwort für entbehrlich. Der vorweihnachtliche Friede wird meistens durch mich gerettet. Sie sollte sich lieber besinnen.

Meine Stärke ist nicht das Schlanksein. Ich sehe meine Rolle eher in der des Vordenkers der Familie. Ich muss fertigwerden mit dem Doppelbeschluss der NATO und der Pershing II. Ich muss mich auseinandersetzen mit Zwentendorf, AKH und Konferenzzentrum. Und ich muss die Mikroelektronik mit ihren unabsehbaren Folgen geistig verkraften. Das nimmt mir Keiner ab, auch nicht Lindi.

Sie kann einen Fernsehapparat einschalten, umschalten, laut und leise schalten, abschalten. Viel mehr versteht sie nicht von Elektronik, und die Verantwortung trage ich ganz allein. Sind da ein paar Nüsschen zu viel?

„Mein Großvater“ setze ich an, „mein Großvater hat noch in der Schornsteinindustrie gearbeitet. 60 Stunden die Woche, 10 Stunden täglich von Montag bis Samstag.“

„Damit würdest du wahrscheinlich nicht auskommen“ meint Lindi trocken, „denn du Blödmann arbeitest ja sogar noch sonntags!“

„250 Mann standen im Schichtbetrieb halbnackt und schwitzend an den Walzen und ließen glühende Schienen durchlaufen. Heute sitzen dort noch zwei Mann an einem Schaltpult und erzielen einen höheren Ausstoß als seinerzeit.“

„Ich denke, die haben das Walzwerk schon zugesperrt und es arbeitet überhaupt niemand mehr dort?“ Sie sieht mich fragend an und runzelt die Stirne.

Ich brauche einen anderen Einstieg. Und gute Nerven. „Ja, natürlich, ich meine es auch nur beispielhaft. Ich will dir doch nur erklären, wie rationell heute schon gearbeitet wird. In Kürze werden wir nur noch halb so lange

arbeiten und doppelt so viel produzieren. Schau, zum Beispiel die Salzburger Sparkasse: Dort wird zurzeit ein System erprobt, dass der Kunde von seinem Wohnzimmer aus den Kontenstand abrufen, Überweisungen tätigen und sonstige Bankgeschäfte wahrnehmen kann. Er braucht hierzu nur einen Fernsehempfänger, ein Telefon und ein „Mupid“, das ist ein Schaltergerät mit den Funktionen einer Schreibmaschine. Nichts weiter.“

Meine Worte sind angekommen. Lindi denkt und überhört, wie ich zwei Walnüsse zermahme.

„Was wird dann aus dem netten, jungen Mann am Schalter, der mir immer so freundlich hilft?“

„Na, vielleicht muss er nur umlernen und er kommt in eine Kontrollabteilung an den Bildschirm. In jedem Falle aber wird die Sparkasse einiges Personal einsparen, wenn das System einmal läuft.“

„Ich finde das gar nicht gut. Die Fahrpläne der Bahn und der AUA gibt es schon am Fernseher, das Angebot der Quelle und jetzt auch noch die Banken. Bald unterhalten wir uns ganztätig nur noch mit dem Fernseher!“

„Du hast Recht, dies alles hat nicht nur Vorteile, aber es führt kein Weg daran vorbei. Wer nicht rationalisiert und nicht mit der Technik lebt, bleibt übrig. – Auch wir am Reisemarkt gehen einer völlig neuen Zeit entgegen. Bald wird der Kunde sein Reiseziel über den Fernseher auswählen, er wird sich Filme vorspielen lassen über das Reiseland, den Urlaubsort, selbst über das Hotel, er wird keine Kataloge mehr brauchen, nur noch den Fernsehapparat und – „

„Jetzt hör’ einmal,“ unterbricht mich Lindi und schaut mich skeptisch an, „jetzt hast du mir erzählt, dass in einem Walzwerk 2 Leute arbeiten statt 250. Dass die Sparkasse das Personal reduziert. Dass ihr keine Kataloge mehr braucht. Es wird dann die Papierindustrie Personal abbauen, die Druckereien gehen ein, Spediteure verlieren ihre Aufträge. Wer, so frage ich dich, wer kann sich denn dann noch Reisen leisten, wenn alle ihre Arbeitsplätze verlieren?“

Das ist der Punkt. Das ist genau der Punkt. Das Problem liegt jetzt in seiner vollen Tragweite am Tisch, und ich nehme, um Platz zu schaffen, den Nusskorb auf meine Knie.

Die Nüsse rollen aufgeregt durcheinander.



1985

Der Gutscheinhund

Und wieder naht das Fest der Liebe und Geschenke. Und wieder geht es darum, zu erraten, wer welche Wünsche hegt. Und wie man diese schon im Keim erstickt, wenn sie nicht in das Konzept des Christkinds passen.

Lindi wünscht sich einen Hund. Keinen großen, denn vor großen Hunden fürchtet sie sich. Er müsste schon klein sein, so klein wenigstens, dass er sich vor ihr fürchtet und nicht umgekehrt. Ziemlich klein also.

Der Hundewunsch beherrscht sie, seit ich „Lindi“ denken kann. Wahrscheinlich reicht er rückwärts bis in ihre Kindheit. Ich vermute, dass das Tierchen für das Gleichgewicht in der häuslichen Hackordnung sorgen sollte. Allein, ihre damaligen Vorgesetzten erlaubten keinen Hund und Lindi musste bei Bedarf wohl ihre Puppen schikanieren.

Nach unserer Eheschließung trat das Thema in den Hintergrund, je schneller ich es lernte, aufs Wort zu horchen, bei Fuß zu gehen und auf Zuruf etwas herbeizubringen. Mit Eintreffen der Kinder geriet schließlich ich aus der Schusslinie und der Hund in Vergessenheit. Wenn das Thema schon einmal hochkam, konnte ich es unter Hinweis auf Trichinen unterdrücken. Und die Gefahr, dass Sabinchen etwas für Schokolade halten könnte, was vom Hund kommt, sah auch Lindi.

Eines Tages war aber auch Sonja hinreichend ausgebildet, um Schokolade zweifelsfrei zu diagnostizieren. – Und da war es wieder, das Verlangen nach einem Hund. Nicht ausgesprochen, dazu ist Lindi zu raffiniert.

„Meinst du nicht, dass es für unsere Kinder lehrreich und charakterbildend wäre, wenn wir ein Haustier hätten?“ (Ganz allgemein, das Thema).

„Ja“ riefen beide, die nicht zufällig zugegen waren, „bitte Papa, wir hätten gerne ein Haustier!“.

Wer kennt nicht die Gewalt von Forderungen, die – von einer zahlenmäßigen Mehrheit getragen – die besseren Argumente vom Tisch fegen. Mir blieb nur das Taktieren, und so sprachen wir wochenlang am Frühstückstisch, beim Abendessen und zu vielen anderen Gelegenheiten über potentielle Haustiere. Schildkröten und Meerschweinchen, Kanarienvögel, Seepferdchen und Katzen: jedes Tierchen wurde in Vor- und Nachteile zerlegt und analysiert. – Wenn aber die Vorteile überwiegen sollten, sah es am Ende immer aus wie ein Hund.

„Ist euch auch klar, dass ein Hund Verantwortung bedeutet? Dass ihr ihn nicht wie eure Teddybären einfach in eine Kiste legen könnt, wenn er euch nicht interessiert?“.

„Natürlich“ meint Sabine, „und ich werde ihn jeden Tag auf die Gasse führen, morgens und abends. Da steh’ ich halt ein bisschen früher auf“.

„Das seh’ ich mir an! Wir könnten täglich ein großes Blasorchester und zwei Pferde einsetzen, um dich rechtzeitig aus dem Bett zu kriegen, und da willst du freiwillig eine halbe Stunde früher aufstehen?“

„Na ja“ schränkt sie ein „man kann ihn ja auch in den Garten hinauslassen, während wir frühstücken...“.

„Und ich werde ihn immer, immer füttern“, freut sich Sonja und steckt schnell zur Probe ein Stück Würfelzucker in das Schleckermäulchen.

„Und ist euch auch klar, dass es dann keine Urlaubsreisen mehr gibt? Ohne Impfung darf er über keine Grenze, und kein Hotel nimmt einen Hund, und noch viel weniger darf er auf eines eurer geliebten Seeadler-Schiffe!“.

„Dann bringen wir den Hund zur Oma!“ ruft Sonja und nimmt schnell noch ein Stück Würfelzucker als Belohnung für den guten Vorschlag.

„Oder die Oma kommt zu uns“ schlägt Sabine vor, „dann kann sie gleichzeitig auf das Haus aufpassen und die Einbrecher vertreiben, wenn wir weg sind“.

„Ich glaube nicht, dass das geht“ meint nun sogar Lindi, „denn die Oma mag keine Hunde“.

„Ich glaube, die fürchtet sich vor Hunden“ stellt Sabine fest, „und das merkt so ein Hund und dann beißt er sie schon am Bahnhof!“

„Und wenn wir skifahren wollen am Wochenende, wer schaut dann auf den Hund? – Mitnehmen können wir ihn nicht, denn auf die Piste darf er nicht und im Auto erfriert er.“ Ich schaue siegessicher in die Runde.

„Ach, einen Tag zuhause bleiben, das kann er schon. Das bringen wir ihm bei.“

„Natürlich, natürlich, alles kann man so einem gescheiten Hunderl beibringen. Aber irgendwann muss er auch einmal, und wie bringst du ihm bei, dass er nicht darf, wenn er unbedingt muss?“

„Dann bauen wir ihm ein Hundeklo!“ jubelt Sabine, unsere Erfinderin, „ich weiß schon, Sonja, da nehmen wir den größten Karton von der Spielzeugschienenbahn und das Sandkübel aus Bibione und dann...“

Kein Problem ohne Lösung. Die Fronten sind erstarrt und ich bin in der Ecke.

Ich könnte ein Machtwort sprechen und den Hund einfach verbieten. Oder meine Zustimmung mit Auflagen verbinden, dass ihnen die Augen tränen: statt fernsehen äussern gehen, Hundefutter für’s Taschengeld, Tschappi als Geburtstagsgeschenk, Kalbsknochen zum Nikolaus.

Dies alles bringt nur Ärger. Ich werde lieber nachgeben und einen Gutschein ausstellen. „*Gutschein für einen Hund*“

Es ist bereits der vierte seit 1982. Ich nehme es in Kauf, dass ich hinterher Wochen und Monate werde kämpfen müssen, um die Einlösung des Gutscheines zu verhindern. Dass ich mich täglich mit neuen Argumenten und Schmähungen den Tränen werde widersetzen müssen. Dies alles nehme ich in Kauf, um meiner Familie wenigstens zu Weihnachten eine große Freude zu bereiten.



1986

Der Weihnachtsball

Ich bin kein Aussucher und ich bin auch kein Schenker. Ich gehe nie Window-Shopping und Shopping selbst schon gar nicht, und daher fürchte ich mich jedes Jahr vor Weihnachten. Gottseidank gibt es Lindi. Sie löst alle Probleme und denkt an Alle bis auf Eine: Lindi.

Die Kinder wären kein Problem. Sie wachsen rücksichtslos aus ihrer Garderobe heraus und Weihnachten ist immer eine günstige Gelegenheit, die wichtigsten Stücke zu ergänzen. Wir tun dann so, als hätte das Christkind die Pullis höchstpersönlich ausgesucht, und die Kinder tun so, als würden sie dies glauben. Dazu gibt es dann noch das eine oder andere Spielzeug, welches ich mir schon lange gewünscht habe und ihnen große Freude bereitet.

Die Kinder wären kein Problem. Das Problem ist Lindi. Einerseits wächst sie aus nichts mehr heraus und andererseits hat sie schon alles. Kleider hat sie, und Schuhe und einen Mantel, und Schmuck – mehr als sie auf einmal anlegen kann. Nein, materiell kann ich ihr nichts bieten, es müsste schon etwas Anderes sein.

Ich denke und grübele und erforsche mein Gehirn, doch nichts geht rein und nichts kommt raus. Eines der Kinder quält im Nebenzimmer das Klavier. Wie soll ich da denken? – Ein Walzer soll das sein? – das ist doch eherhalt!

Ein Walzer. Tanz. Ein Ansatzpunkt.

Lindi ist eine begeisterte Tänzerin. Darum wird in unserem Hause auch viel getanzt. Das heißt, eigentlich, es wurde viel getanzt. Die letzten Jahre – ungefähr seit der Verlobung – gehörten natürlich mehr dem gemeinsamen Gespräch und der Kindererziehung und ließen für Tänze wenig Zeit, aber vorher –

Sportlerball in Wartberg, Fasching 1966. Allein in dieser Nacht haben wir für Jahre auf Vorrat getanzt. Heute noch spüre ich, wie Lindi glücklich und verträumt in meinen Armen dahinschwabte, während ich zielbewusst und ehrgeizig die schwierigsten Wendungen vollzog und eine Pirouette um die andere sprang.

Es blieb nicht bei dem einen Ball. Beim „Fischer“ haben wir getanzt, in dem berühmten Cafe „Fischer“ in Müzzzuschlag, und gleich danach bei den „Pretuler Buam“. Ein Tanz jagte sozusagen den anderen und wir lachten uns drehelig an und tanzten auf Vorrat und tanzten auf Vorrat.

Lindi wusste das nicht, das mit dem Vorrat. Sie dachte wahrscheinlich, das würde immer so weitergehen mit dem Tanzen und wir würden jedes Jahr tanzen und das ganze Leben wäre ein Tanz.

Aber so ist das natürlich nicht und ich wusste nicht, wie ich es ihr sagen sollte, dass es nicht so ist. Und weil ich ein sehr feinnerviger Mensch bin, brachte ich es nicht über das Herz, ihr das ganze Leben auf einmal zu erklären. Daher dauerte es Jahre und bedurfte es mancher Frustration, bis sie endlich herausfand, dass Tanzen für sie alles und für mich nichts bedeutet.

Punkt.

Jeder Punkt setzt ein Ende, aber ein endgültiges Ende wollte eigentlich Keiner und für jeden Konflikt gibt es eine Lösung. Und weil ich der Ältere bin von uns Beiden, nahm ich die Suche nach dem Kompromiss in die Hand und fand nach schonungslosen und auch selbstkritischen Eigenkonsultationen heraus, dass man das Thema vom Tisch kriegen konnte, indem man es einfach negierte. Und weil ich selbst nicht streitsüchtig bin, kann ich von mir behaupten, das Thema „Tanz“ in all den Jahren nie mehr provoziert zu haben.

Das Ganze hielt, bis wir nach Anif kamen. Hier stießen wir auf sogenannte „Freunde“, auf „Einflüsterer“, auf „Trojanische Pferde“, und diese wieherten Lindi in's Ohr und Lindi glaubte es ihnen, dass nie ein Anifer werden konnte, wer nicht den Feuerwehrball besuchte.

Ich wollte kein Anifer werden. Ich wehrte mich. Ich hatte blitzgescheite Gegenargumente. Aber ich blieb allein im Kampf gegen die Herde.

Rückblickend kann ich sagen, dass der Ball ohne die Musik gar nicht so übel gewesen wäre. Da wurde geplaudert, gegessen, gewürfelt, verlost und getrunken und es gab ständig zu tun, auch ohne Musik. Doch kaum begann diese zu schalmeien, fand ich mich schon allein am Tisch mit einer Dame – ständig mit einer anderen, solange die Pflicht lief, dann meistens mit Lindi ab dem Zeitpunkt der Kür. Endlich ertrug ich die Blicke nicht mehr und die tränenverschleierte Augen, und ich humpelte rund um den Tisch und verbeugte mich artig und holte Lindi zur ersten Polka seit rund 19 Jahren, 11 Monaten und 21 Tagen.

Heissa, das war eine Lust! Nicht sofort natürlich, denn zunächst suchten wir die Harmonie vergangener Tage. Ein forscher Schritt nach vorn, dasselbe Lindi und schon trafen sich die Knie zu gemeinsamem Schmerz. Mit einigen gezielten Tritten stellte ich klar, wer hier das Sagen hatte und dann fetten wir los. Wir wogten hinein unter die Tänzer und kreisten wie ein

glücklicher Doppelstern umeinander, das heißt, präziser ausgedrückt, Lindi kreiste hauptsächlich um mich, wie der Mond um die Erde, was dort seine natürliche Erklärung in der unterschiedlichen Tonnage findet.

Die Polka nahm kein Ende und die Kapelle spielte immer wieder dieselbe Zeile, aber ich ließ mich nicht unterkriegen, sondern stampfte im Rhythmus und wurde immer schneller und Lindi wurde immer noch schneller und ihre Wänglein glühten vor Freude und Lebenslust. In voller Rotation trafen wir Bekannte und Freunde, ab und zu mit solcher Wucht, dass sie das Schwerefeld der Erde verließen.

Schließlich holte mich Einer mitten aus dem Getümmel und erklärte mir etwas erhitzt, dass dies eine Tanzveranstaltung wäre und kein Kampfsportabend. In ungestümeren Jahren hätte ich diesen Hinweis mit einer zünftigen Rauferei beantwortet. Inzwischen weiß ich jedoch, was ich meiner Bildung schuldig bin. Ich ließ mich von dem ungehobelten, riesigen Lackel nicht provozieren, der ja nur wütend war, weil er nach dem Zusammenprall seine Dame nicht mehr gefunden hatte. Ruhig und kühl bis in die Knochen half ich Lindi bei der Suche nach ihren Schuhen und der Dirndlschürze und verließ die Gesellschaft ohne Wehmut.

Lieber ein Fremder in Anif denn ein Anifer auf dem Feuerwehrball.

Ja, vor lauter Sinnieren habe ich jetzt fast auf Weihnachten vergessen. Aber das kriege ich noch hin. Wenn Lindi schon so versessen ist auf Bälle, dann schenke ich ihr diesmal: einen Ball.



1987

Die Helfershelfer

Wenn mich meine Kinder fragen, wie ich wohl das Weihnachtsfest meiner Kindheit erlebt habe, dann fällt mir die Auskunft gar nicht so leicht, weil ich – vielleicht bei meinen häufigen Umzügen – so manches Jahr bereits verlegt habe.

Ein Bild aus dem Nebel meiner frühesten Kindheit fällt in das zweite oder dritte Lebensjahr. Ich saß da auf dem Küchentisch, ein hübsches Kind schon damals, wie mir später noch zweimal auf ausdrückliches Befragen bestätigt wurde. An der Ecke des Tisches hatten Papa und die beiden Onkel ein Flugzeug mit einem Bindfaden befestigt, und dieses schwirrte nun mit hoher Geschwindigkeit ständig im Kreis, weil es von dem erwähnten Bindfaden in seiner Freiheit behindert wurde. Ich weiß nicht mehr, ob ich bei diesem Schauspiel Freude empfand oder Angst. Ich weiß aber noch, dass Mama an diesem Abend mit den drei Männern furchtbar schimpfte und mich dabei an sich drückte und küsste und weinte. Und ich weinte mit ihr, weil sie mir leid tat und weil ich mir leid tat, und weil ich sowieso gerne weinte. Rückblickend vermute ich, dass diesem gemeinsamen Leid ein folgenschwerer Flugzeugabsturz vorausgegangen ist. Und dass das Flugzeug wohl mir gehört hätte, ohne diesen Absturz.

Der Mittelpunkt von Weihnachten war Mama. Sie stimmte uns ein auf dieses Fest, meine Schwester Heide und mich, sie sang mit uns die schönsten Weihnachtslieder und es wurde gekocht und gebacken, selbst in jenen Jahren, als es nichts zum Backen gab. Und immer wurde das Silber geputzt, dem bei uns die Türschnallen und Waagschalen aus Messing entsprachen. Es war eine feierliche Stimmung im Haus, die Schnallen glänzten wie neu und wir Kinder vor Freude. Vorfreude.

Einmal weinte Mama in den Tagen vor Weihnachten. Sie weinte aus Mitleid mit uns, weil die Zeiten so schlecht waren und weil selbst das Christkind mit seinen guten Beziehungen nichts für uns besorgen konnte. Mir machte das wenig aus, aber allzu gerne hätte ich das Christkind getroffen, um ihm zu sagen, dass es mir nichts ausmachte, keine schönen Geschenke zu bekommen. Und ich hätte ihm dann noch viel mehr gesagt, dem Christkind, denn ich liebte es aus ganzem, heißem Herzen. – Das Christkind war ein Mädchen mit blondem, langem Haar und blauen Augen, und es war so schön, dass es schöner gar nicht ging. Für mein Leben gern hätte ich es einmal von Angesicht gesehen. Immer wieder übte ich Worte für diese Begegnung und verwarf sie wieder und übte sie neu, und immer wieder

habe ich mich in den Nächten vor dem Heiligen Abend hinter unser Haus geschlichen und den Sternenhimmel abgesucht nach dem Christkind. Obwohl ich wusste, dass es hoffnungslos war, denn es hatte ja Millionen von Kindern in der ganzen Welt gleichzeitig zu versorgen und musste sich daher so schnell bewegen, dass man es mit freiem Auge gar nicht wahrnehmen konnte. Höchstens als einen Strich wie den von einer Sternschnuppe.

„Du Papa“ unterbrach mich Sonja an dieser Stelle „warum weißt du denn eigentlich, dass das Christkind blond und blauäugig ist?“

„Weil beim Papa alle Damen blond und blauäugig sind, in die er sich verliebt“ wusste Sabine und strahlte Lindi wissend an. (Nichts weiß sie in Wirklichkeit, rein gar nichts. Ein Holzkopf ist sie höchstens, strohdumm, strohblond und blauäugig. Sonst nichts.)

Langsam wurden die Zeiten besser und das Christkind hatte noch mehr zu tun als vorher. So leuchtete mir ein, dass Mama am Nachmittag des Heiligen Abends oft im Wohnzimmer verschwand – dort, wo abends dann der Christbaum stand – und uns gegenüber geheimnisvoll andeutete, dass sie dem Christkind helfen müsste.

Wenn es dann finster wurde, mussten wir uns schön anziehen und dann ging es los zu Onkel Ludwig. Dort trafen so nach und nach ein Dutzend Verwandte aller Altersstufen ein, und endlich klingelte im ersten Stock ein silbernes Glöckchen. Alles, was Kind war, stürmte los – und da stand er nun wieder, in alter Pracht nach einem vollen Jahr: Kerzen, Flitter, bunte Kugeln und Süßigkeiten hingen an dem Baum, und natürlich die begehrlichen Blicke von uns Kindern. Es gab dann Getränke und Geschenke, und wenn alles ausgepackt war, zogen wir weiter, zu den Großeltern. Wieder ein Baum, diesmal Brötchen und Geschenke. Schließlich zogen alle zu uns hinauf, auf den Hügel, und auch da ein schöner Baum, sogar mit Sternchenwerfern, es gab Kuchen und Geschenke und hier blieben dann alle einige Zeit zusammen. Da wurde „Stille Nacht“ und anderes gesungen, es wurde gescherzt und geplaudert und zum Abschied bedankten sich die Erwachsenen gegenseitig für die schönen Geschenke, die doch das Christkind gebracht hatte.

Nun, die Zeiten wurden noch besser und das Christkind hatte noch mehr zu tun und eines Jahres meinte Mama, ich wäre nun doch schon alt genug und ob ich nicht auch dem Christkind helfen wollte.

Weil ich aber inzwischen sehr deutlich ahnte, dass es gar kein Christkind gab, wollte ich ihm auch nicht helfen. Und ich sagte zu Mama, dass ich mich noch gar nicht alt genug fühle, um dem Christkind zu helfen. Und wahr-

scheinlich hatte ich dabei Tränen in den Augen, aus Angst vor dem Abschied von der Kindheit.

Vielleicht war es aber nur die Angst, den Anspruch auf Geschenke zu verlieren. Denn Weihnachten bestand ja aus Geschenken, hauptsächlich. Sicherlich – da war noch mehr. Aber das war halt nicht so praktisch anzufassen wie eine neue Lederhose oder Skier mit Stöcken.

Nun, meine lieben Kinder, um es kurz zu machen: trotz meiner Tränen habe ich dem Christkind geholfen, und letztlich war ich ganz glücklich beim Schmücken des Baumes. Und Geschenke bekam ich trotzdem, obwohl ich nun schon „erwachsen“ war, mit meinen 13 Jahren.

Mein Geschichterl war damit zu Ende. Sabine und Sonja rutschten etwas unbehaglich auf der Couch hin und her und lachten verlegen.

„Ja, und warum, glaubt ihr, habe ich euch dies alles erzählt?“ Sabine stand auf und ging zur Tür. „Das weiß ich schon! Aber ich möchte dem Christkind gar nicht helfen, denn ich fühle mich noch lange nicht alt genug dazu!“

„Und ich schon gar nicht!“ Sonja's Stimme überschlug sich fast, „deine blöden Weihnachtsgeschichterl kannst du nächstens wem Anderen erzählen, nicht uns!“

Was hiermit geschehen wäre.



1988

Die Lesebrille

Um allen p.t. Empfängern meiner Weihnachtspost das Lesen zu erleichtern, werde ich die folgenden Zeilen erstmals mit Brille schreiben. Richtig, mit Brille. Ich habe mir zwar nur eine Lesebrille gekauft, jedoch lässt sich diese mit wenigen, geübten Handgriffen so aufsetzen, dass man sie auch zum Schreiben einfacherer Briefe verwenden kann.

Lindi ist stolz auf mich und sagt, ich sähe jetzt richtig intelligent aus. Wahrheit ist, dass ich schon immer ausgesehen habe und dass sie nur darunter gelitten hat, dass sie beim Lesen schon seit längerer Zeit intelligent aussehen muss. Obwohl sie, nach Jahren gerechnet, (noch!) jünger ist als ich.

Die Freude an meiner Brille wird ihr bald vergehen. Habe ich ihr bisher jeden Wunsch von den Augen abgelesen, so geht jetzt nichts mehr ohne Brille.

Zum Glück ist Lindi sehr bescheiden. Sie verweist mit einem gewissen Stolz und mehrmals täglich darauf, dass sie zum Beispiel und unter anderem auch keinen Pelzmantel besitzt. Obwohl inzwischen alle ihre Bekannten – einige davon kennt sie aus Illustrierten – mindestens einen solchen besitzen. Ich bin sehr froh über diese einer Selbstverleugnung gleichende Einstellung und dem Schicksal dankbar, welches mich seinerzeit nicht weitersuchen ließ, nachdem ich sie gefunden hatte.

„Kalt ist es draußen“ meinte sie unlängst beim Frühstück, „und ich Unglückswurm muss heute in die Stadt!“

Wir alle wussten, dass dieses Vorhaben undurchführbar war, hatte sie doch der grimmigen Kälte nichts anderes entgegensetzen als einige Woll- oder Lodenmäntel. Besorgt fragte ich daher, ob sie ihre Besorgungen nicht um ein bis zwei Tage verschieben könne, bis das Wetter wieder freundlicher wäre.

„Nein, du weißt doch, dass ich heute mit Angelika verabredet bin. Sie wird bestimmt wieder in ihrer schicken Pelzjacke erscheinen und ich werde in meinem alten blauen Mantel neben ihr wie ein Sozialfall wirken.“

„Aber Lindi“ sagte ich „du wirkst bestimmt nicht wie ein Sozialfall, der Blaue ist noch fast wie neu. Und außerdem, wichtig ist doch immer der Inhalt und nicht die Verpackung, und da möchte ich schon sagen ...“

„Du willst nur schon wieder vom Thema ablenken, ich kenne dich! Aber heuer kaufe ich mir noch einen Pelz. Seit Jahren versprichst du mir ...“

So direkt war sie noch nie. Aber die Kinder kommen mir zu Hilfe. „Mama, bitte, kauf dir doch keinen Pelzmantel. Du weißt, wie viele arme, junge Tiere für einen einzigen Mantel sterben müssen!“ Sabine ist eine Grüne und von ihrem Biologielehrer mit Argumenten gespickt. Sie legt ihr Wissen auf den Tisch und schildert tränenfeuchten Auges die Tragödien von Leopardenvelpen, Robbenbabys und ungeborenen Lämmern, deren Sippen dann unrettbar vom Aussterben bedroht wären.

„Aber doch nicht wegen eines einzigen Pelzmantels“ folgert Lindi messerscharf und ist zwar gerührt von Bines Tränen, doch nicht von ihren Argumenten. Sie verströmt so viel Tierliebe an ihren Hund, dass für andere Vierbeiner gar nichts übrigbleiben kann.

„Und außerdem macht dich ein Pelzmantel älter als du bist. Nur alte Damen tragen Pelze und Hüte und rundherum viel Schmuck!“ ergänzt nun Sonja und trifft damit Lindi an einer viel empfindlicheren Stelle.

Ja, es sitzt, denn Sonja weiß Bescheid in Modedingen und das Argument des „Alterns mit dem Pelz“ habe ich vorausblickend mit ihr solange an praktischen Beispielen geübt, bis sie es als richtig erkannte.

„Ihr seid doch nur gegen einen Pelz, weil Papa euch verhetzt hat! Er will sich bloß das Geld ersparen, dabei weiß doch alle Welt, dass er von Mode nichts versteht und sowieso überhaupt keinen Geschmack hat!“

Das war unsachlich. Und laut. Sogar Peggy, die Spanielhündin, war erwacht und schob ihre Schnauze fragend auf Lindis Knie.

Ich betrachtete Peggy. Sie hatte einen wunderbaren Pelz! Seidenweich in Beige, mit hellbraun konturierten Mustern. Ich verkniff mir einen dummen Vorschlag, denn ich wollte die Atmosphäre nicht weiter aufheizen.

In wenigen Tagen ist Weihnachten. Ich könnte ja wieder zu dem bewährten Mittel des Gutscheins greifen. Ein Zeitgewinn von ein, zwei Jährchen ist da immer drin. Und bis dahin, es könnte ja sein, dass Sonja recht hat. Vielleicht steht ihr dann ein Pelz?

Ja, ein Gutschein, das ist es. Aber wo habe ich bloß meine Brille?

Ach ja, auf!

P.S. Sollte sich unter den p.t. Lesern dieser Zeilen eine p.t. Dame befinden, dann möchte ich ausschließlich für diese ergänzen, dass sie zu den ganz seltenen Ausnahmen gehört, die trotz Pelzes aufregend jugendlich aussehen.



1989

Verkaufsoffen

Es wird immer schwieriger, für unsere Kinder geeignete Weihnachtsgeschenke zu besorgen. Zusammengerechnet zählen die beiden Damen fast 30 Lebensjahre und haben die nötige Erfahrung in der passiven Form des Schenkens.

„Ein Weihnachtsgeschenk müsste dem anspruchsvollen Charakter dieses hohen Festes genügen und den Zusatznutzen spontaner Überraschung erzeugen.“

Mit diesen klaren und einfachen Vorgaben verbringt Lindi ihre Nächte. Häufig lässt sie mich an ihren Überlegungen teilnehmen, manchmal lässt sie mich weiterschlafen und schluchzt nur leise vor sich hin. Dann denke ich mir, was für eine gute Frau sie doch ist, wenn sie am Morgen verstohlen ihr Kopfkissen auswringt und zum Trocknen auf den Balkon hängt.

Vorschläge aus meiner Ecke sind rar geworden. Ich weiß ja selbst, dass ein Rasenmäher nicht ganz die Thematik des Festes trifft, aber solche mit Selbststarter ohne Seilzug werden in der Broschüre als sehr anspruchsvoll dargestellt und der Überraschung unserer Töchter wäre ich mir sicher. Es stimmt doch gar nicht, dass ich schon wieder Arbeit delegieren möchte („abschieben“ sagt Lindi), auch ich selbst würde häufiger mähen, wenn wir einen Rasenmäher hätten, dessen Seilzug sich beim Rückspulen nicht verheddert. Wo sind die Zeiten, sinniere ich, als ich den Kindern zu Weihnachten noch einen Teich schenken konnte. Sie durften ihn selbst graben im darauffolgenden Sommer, ich half ihnen beim Einlegen der Folie und wir haben ihn noch heute im Garten.

„Nächsten Samstag fahren wir nach München“ unterbricht Lindi meine Nostalgie und lässt mir das Blut in den Adern gerinnen. Ich kenne München, und ich kenne seine Kauffinger Straße und den Stachus, und ich frage Lindi, ob sie wohl wisse, wie das wäre, wenn sich in einer einzigen Straße eine Million Menschen dränge, und wenn alle diese Menschen zur gleichen Zeit in dasselbe Kaufhaus hineinwollten, um dort genau denselben Pulli zu kaufen, den sie auch selbst kaufen wolle?

Lindi weiß es. Sie ist jedoch zum Äußersten entschlossen und ich erkenne an ihren schmalen Lippen, dass ich jetzt und in dieser Sekunde nicht versagen darf. Ich stehe auf, trete festen Schrittes vor sie hin, blicke ihr stumm in die Augen und umarme sie. Mehr ist in dieser Situation nicht nötig. Bis zum Samstag bringe ich noch einige zaghafte Ersatzvorschläge in's Gespräch wie Rosenheim, Freilassing oder Bad Reichenhall. Sie fallen

jedoch alle auf unfruchtbaren Boden und ich insistiere nicht, um nicht als Feigling zu gelten. Auch sprechen alle Fakten gegen mich, denn – und das wissen oft nur Eingeweihte – in Salzburg und Umgebung gibt es leider nichts zu kaufen, so gut wie nichts. Man darf sich nicht täuschen lassen durch volle Auslagen und Menschentrauben vor den Geschäften, dies sind durchwegs Inszenierungen der lokalen Tourismusbehörden, die den Besuchern eine heile Welt vorgaukeln sollen.

Die Fahrt nach München verläuft problemlos, den Stau ab dem Irschenberg schaffen wir noch am Vormittag. Schwierig wird die Parkplatzsuche. Die Fahrer in den Warteschlangen vor den Parkhäusern zeigen den trüben Blick tiefster Niedergeschlagenheit, den selbst die Suppenverteiler vom Roten Kreuz nicht aufzuhellen vermögen. Wer einmal drin ist, gibt seinen Platz nie wieder auf. Wir lösen unser Parkproblem kurz hinter München und schlagen uns dann per Bahn, Bus und U-Bahn in Richtung Zentrum durch.

Ausstiegstelle Marienplatz. Eine Rolltreppe baggert uns nach oben, mitten hinein in den stimmungsvollen Christkindlmarkt, der Lichterbaum ist höher als das Rathaus. Wir treiben dahin im Strome erwartungsfroher, weihnachtlich gestimmter Menschen, die einander freundlich zunicken und sich unter Verbeugungen und mit eleganten Handbewegungen gegenseitig den Vortritt einräumen. Etwas unerwartet macht Lindi plötzlich einen Schritt nach rückwärts. Ich bleibe stehen, und als sich die Stauungen nach wenigen Minuten aufgelöst und die Beschimpfungen ein Ende haben, sehe ich eine Auslage mit einem Teppich. „Ist das nicht ein schöner Kelim?“ zwitschert Lindi begeistert, „schau Dir doch die zarten Muster an, und die herrlichen Farben!“

Ich schaue hin, aber ich sehe nur einen Teppich. Lindi stammelt vor Bewunderung, also schaue ich nochmals in die Auslage, angestrengt und sehr genau, aber ich sehe immer wieder nur einen Teppich. Wir brauchen aber gerade keinen Teppich und ich sage es Lindi. Sie meint jedoch, deswegen könne man ja trotzdem etwas ansehen, wozu ich wiederum meine, dass dafür die Umstände nicht eben günstig wären. Unter wenig zielführenden, aber ausgiebigen Erörterungen des Zweckes unserer Reise lösen wir uns vom Schaufenster und versuchen, uns wieder dem Passanten Strom anzupassen.

Der nächste Sprung geht nach hinten. Diesmal tue ich, als ob ich nicht dazugehörte und kehre in einer großen Schleife zurück, wodurch der Stau auch milder ausfällt. In der Auslage liegt ein Kleid. Vielleicht sind es auch mehrere, aber eines ist darunter – man muss es einfach gesehen haben. Ich

erinnere Lindi, dass wir ja eigentlich auch gerade kein Kleid brauchen, aber sie meint, Kleider brauche man immer und ob ich denn nicht wüsste, dass sie ohnehin nichts zum Anziehen habe und Anschauen koste schließlich nichts. Mir ist es sehr peinlich, dass jetzt so viele Menschen um unsere persönlichen Umstände wissen und bin letztlich froh, dass wir durch eine Lücke im Fußgängerstrom entkommen können.

Ein neuer Sprung rückwärts. Diesmal sind es Taschen, eine ganze Auslage voller Handtaschen. Eine ist darunter, die ist wirklich etwas Besonderes, etwas Ausgefallenes, ganz anders als alle anderen, und sie würde genau zu dem grauen Kostüm passen. Da ich nicht weiß, welches Kostüm sie meint, habe ich ein schlechtes Gewissen und versuche, die ganz besondere Tasche zu lokalisieren, aber es gelingt mir nicht. Auch nicht mit Preisangabe und Zeigefinger – zu viele Taschen sind in der Auslage.

Vorne naht ein Schuhgeschäft. Ich kann mir denken, was jetzt kommt und drifte seitlich ab, aber Lindi hat mich schon am Ärmel und lotst mich zielstrebig vor die Auslage. Schuhe, nicht als Schuhe. Ein kleiner Aufschrei des Entzückens. Ich versuche, Lindi abzudrängen, aber die Menge hat den Schrei gehört und will jetzt auch die Schuhe sehen. Der Verkehr kommt zum Erliegen, und ehe wir uns versehen, werden wir in das Geschäft geschoben.

Lindi sitzt schon auf einem Hocker. Es gibt hier ungefähr 10 Verkäuferinnen, welche gleichzeitig ungefähr 30 Kundinnen zu bedienen versuchen, von denen jede ungefähr 50 Paar Schuhe samt Schachteln zum Probieren vor sich hat. Der Wirbel ist schier unbeschreiblich. Lindi reklamiert, dass sie die Schuhe billiger bekommen müsste, weil sie schon getragen aussehen. Nach Einschaltung des Geschäftsführers stellt sich heraus, dass sie der Dame auf dem übernächsten Hocker gehören, die sie gar nicht verkaufen möchte. Alle 50 Sekunden dreht sich Lindi vor dem Bodenspiegel und fragt um meine Meinung. Während ich mich bemühe, die Ablehnung möglichst wenig verletzend zu formulieren, steht sie längst im nächsten Paar und fragt um meine Meinung. Als wir schließlich das Geschäft verlassen, begleitet uns der Geschäftsführer persönlich zum Ausgang. Wahrscheinlich hat er noch nie so billige Schuhe so teuer verkauft.

Wir schwimmen nun gegen den Strom. Langsam wird er flacher, denn die Geschäfte schließen. Am Marienplatz zählen wir die Beute:

- > ein paar Schuhe für Lindi
- > ein Kleid für Lindi
- > eine Handtasche für Lindi